



Familienbilder als Zeitbilder

Erzählte Zeitgeschichte(n) bei Schweizer Autoren
vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart

Beatrice Sandberg (Hg.)

T Frank & Timme

Beatrice Sandberg (Hg.)
Familienbilder als Zeitbilder

Beatrice Sandberg (Hg.)

Familienbilder als Zeitbilder

Erzählte Zeitgeschichte(n) bei Schweizer Autoren
vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart

FFrank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Giovanni Giacometti: Die Lampe, 1912.
© 2010 Kunsthaus Zürich. Alle Rechte vorbehalten.

Gedruckt mit Unterstützung des Universitätsfonds
der Universität Bergen/Norwegen

ISBN 978-3-86596-288-1
ISSN 1860-1952

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2010. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

INHALTSVERZEICHNIS

Zur Einführung	7
SABINE HAUPT	
Familie im Krieg.....	27
LORENA SILOS RIBAS	
Wenn es keine Familie auf dem Bild gibt.....	45
RAINER DIEDERICH	
Gottfried Keller: Lob des Herkommens im <i>Grünen Heinrich</i>	59
ANNAROSA ZWEIFEL AZZONE	
Familie und Außenseiter in Gottfried Kellers	
<i>Romeo und Julia auf dem Dorfe</i>.....	71
CHRISTA GRIMM	
Zwischen Ideal und Illusion: <i>Martin Salander</i>	85
PHILIPPE WELLNITZ	
Die Schweizer Familie im Spiegel der Kriminal- und Zeitgeschichte	95
KERSTIN GRÄFIN VON SCHWERIN	
Ein „innig verbundenes und zusammengewobenes Bild“	105
DARIUSZ KOMOROWSKI	
Zur Dialektik des Familienbildes in Meinrad Ingling's Roman	
<i>Schweizerspiegel</i>.....	121
ISABEL HERNÁNDEZ	
„Dieses Jahrhundert, es war entsetzlich“	137
JOANNA JABŁKOWSKA	
Zeitgeschichte als Rekonstruktion einer Familiengeschichte.....	153

MALCOLM PENDER	
„Man überlebt die Welt nur mit Geschichten“	171
JÜRGEN BARKHOFF	
Die Katzen und die Schweiz.....	181
GONÇALO VILAS-BOAS	
Vater und Mutter bei Urs Widmer.....	197
ANNA FATTORI	
In einem „prohibitiv harmonischen Milieu“ aufwachsen.....	213
PETER ANDRÉ BLOCH	
Hermann Burger: Familie und/oder Künstlertum	229
FERNANDO MAGALLANES	
Die Existenz als Labyrinth	253
JÁN JAMBOR	
Zum Bild der Familie in Peter Stamms Erzählprosa	265
VESNA KONDRIČ HORVAT	
Familienbilder als Zeitbilder bei Franco Supino und Aglaja Veteranyi	281
OFELIA MARTÍ-PEÑA	
Sich erinnern und nach Worten suchen, um die Macht des Verschweigens und Vergessens zu entmächtigen.....	293
DOROTA SOŚNICKA	
„Es gibt keinen Tod. Nur einen Wechsel der Welten“	309
Zu den Autorinnen und Autoren.....	329

Zur Einführung

Wer hinter dem Titel dieses Bandes ein freundlich-harmonisches Tableau schweizerischer Familiengeschichten vermutet, welches der Vorstellung von ungebrochenen Traditionen eines von Kriegen verschonten Landes entspricht, das literarische Bilder über behütete Kindheiten und unproblematisches Heranwachsen liefert, wird auch anderes zur Kenntnis nehmen müssen. Zwar hatte die Schweiz Pioniere wie Jean-Jacques Rousseau und Heinrich Pestalozzi, die mit ihren pädagogischen Ideen für Schule und Kindererziehung im 19. Jahrhundert ihrer Zeit weit voraus waren, und Psychologen wie Jean Piaget, die auch auf dem Gebiet der Kinderpsychologie im 20. Jahrhundert führende Erkenntnisse vertraten, doch das verhinderte nicht, dass die Praxis in einzelnen Bereichen weit hinter diesen zurückblieb. Oft dauert es lange, bis Übergriffe als solche erkannt und gebrandmarkt werden, wie es etwa der Fall war für die spezifisch schweizerische Ordnung mit Verdingkindern, die schon von Gotthelf angeprangert wurde, oder die Behandlung der Kinder von „Fahrenden“, der Romani, wo erst die autobiografischen Zeugnisse der letzten Jahrzehnte das Leid dieser Familien sichtbar machten. Es sind manchmal die Betroffenen selbst, die sich nach oft langer Bedenkzeit überwinden und ihre Erfahrungen zu Papier bringen. Wo die Zeugen selbst es nicht tun, bleibt die Aufgabe den Schriftstellern überlassen, hinter dem Firnis der Wohlanständigkeit Unrecht aufzudecken und Doppelmoral zu entlarven, welche die Schwächsten in der Gesellschaft am härtesten treffen: Besitzlose und Waisenkinder. Lorena Silos-Ribas hat sich dieser Problematik genähert und zeigt in ihrem Beitrag über einen Roman von Cécile Ines Loos, wie die Autorin die destruktive Wirkung von Anstaltsrepressionen auf ein Waisenkind darstellt, das in einer Pflegefamilie und in einem Waisenhaus aufwächst. Dahinter versteckt sich ihr eigenes Schicksal, gegen welches das Kind unerwartet kreative Gegenkräfte aufruft im Kampf um seine eigene Identität.

Dass ein langer Weg zurückgelegt worden ist in der Auffassung von Familie, Mütterlichkeit, Vaterrolle und Kindererziehung vom 18. Jahrhundert

bis heute und dass sich Gefühle, die wir für angeboren halten wie Mutterliebe und Fürsorglichkeit, unter verschiedenen gesellschaftlichen Systemen, entsprechend den jeweils herrschenden ökonomischen und machtpolitischen Vorgaben sehr unterschiedlich manifestieren, wird an den behandelten Beispielen deutlich. Zwar ist der Blick in Werke von zwanzig Autoren, verteilt über eine Zeit von gut zwei Jahrhunderten, lückenhaft und berücksichtigt viele relevante Texte nicht. Deshalb der Versuch, im Rahmen dieser kurzen Einführung zum Themenkreis die Zusammenhänge durch einige Hinweise auf verwandte Darstellungen in Werken anderer Autoren zu verdeutlichen.

Mit einem recht unkonventionellen autobiografischen Bericht über ein Dasein als Frau und Mutter in der zweiten Hälfte des 18. und im frühen 19. Jahrhundert, der mit der Schablone friedlichen Familienlebens aufräumt, konfrontiert uns der Beitrag von Sabine Haupt, der sich mit dem Berufs- und Familienleben der Offiziersgattin Regula Engel befasst. Selbst wenn dieses Beispiel einer auch für die damalige Schweiz konfliktreicheren Zeit entstammt und einen sinnfälligen Einblick in die politisch-historische Wirklichkeit der Napoleonischen Kriegswirren in Europa gewährt, so überrascht es durch die Art und Weise, wie lakonisch diese Frau über Kämpfe, an denen sie teilnimmt, über Grausamkeiten und Schicksalsschläge, die sie als Mutter von 21 Kindern treffen, berichtet, wobei sie ihre sieben Söhne als Beitrag zur Rekrutierung versteht, von denen sie sechs auf dem Schlachtfeld verliert. Des Feldwebels trockene Replik im 30-jährigen Krieg „Will vom Krieg leben / Wird ihm wohl müssen auch was geben“ aus Brechts *Mutter Courage* klingt uns in den Ohren. Dass Engels Bericht von 1821 eine Auffassung von Familie, Kindheit und Mutterrolle dokumentiert, die sich sehr wandeln wird, macht ihn besonders interessant und platziert ihn kulturgeschichtlich an einem Scheitelpunkt, so die These Sabine Haupts.

Der zeitliche Sprung von gut 30 Jahren zu Gottfried Keller ist viel geringer, als es die völlig andere Welt der bürgerlichen Kleinstadt Seldwyla empfinden lässt, die wir bei Keller vorfinden. Als einer der repräsentativsten Schweizer Autoren des 19. Jahrhunderts ist er vertreten mit drei Werken, die zwischen 1856 und 1886 erschienen sind. Sein „Lob des Herkommens“, das er der 2. Fassung des *Grünen Heinrichs* (1854/1879) voranstellt, vermittelt mit feinstem psychologischem Gespür, wie hart die Bedingungen für ein früh vaterlos gewordenes Kind waren, das mit einer unbemittelten Mutter

aufwachsen musste. Selbst wenn der Humor und die gemilderte Optik des Rückblicks dieser Kindheit einen eigenen Glanz verleihen, zeigt Rainer Diederichs, dass die Prägung durch die frühen Ereignisse Keller ein Leben lang nicht los lässt. In „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ (1856) beleuchtet Keller nach Annarosa Zweifel Azzone eine Zeit, in der die Macht in den Händen der Gesellschaft liegt, welche Familien zerstört und Familien Gründungen, die im höchsten Grade Sozialisationen wären, zu verhindern vermag. Ihr Interesse liegt dabei auch besonders auf der Figur des schwarzen Geigers, dessen diabolische Ausgestaltung von Seiten Kellers sie ebenso hinterfragt wie die gängigen Interpretationen dieser Gestalt. Der 1886 erschienene Roman *Martin Salander* zeigt eine Zeit im wirtschaftlichen Umbruch, der Aufschwung ist gekoppelt mit Wirtschaftseinbrüchen, welche Reiche über Nacht arm machen und ausgrenzen. Christa Grimm zeigt, wie das Verhalten der drei exemplarisch ausgewählten Familien auf dem Hintergrund des aufkommenden Wirtschaftsliberalismus, wo der Kampf ums Geld alles bestimmt, von Keller kritisch durchleuchtet wird. Der Roman fügt sich ein in zeitgleiche europäische Literatur, welche das bürgerliche Familienideal unter die Lupe nimmt. Auch Grimms Interpretation stützt die Ansicht, dass hier kein resigniertes Alterswerk vorliegt, sondern ein kühner Neuanfang Kellers.

Als Vorläufer für Keller hätten Romane und Erzählungen von Jeremias Gotthelf über das Alltagsleben von reichen und armen Bauern im Bernbiet angeführt werden können, deren Verhalten innerhalb der Familie und mit dem Gesinde, deren Abgrenzungen zwischen Eigenem und Fremdem reichlich Anschauungsmaterial bietet über das Zusammenleben in Großfamilien und die Einwirkungen, denen die bäuerliche Ordnung durch die wirtschaftlichen Umwälzungen ausgesetzt war.

Von C. F. Meyer gehört die Novelle „Die Richterin“ (1885) in diesen Rahmen als ein interessantes Beispiel für die im 19. Jahrhundert häufig negativen Darstellungen von Witwen – einen Stand, den es heute in dieser Form kaum mehr gibt –, die eine Zwischenstellung einnahmen, da ihnen nach dem Tod des Ehemannes von der Gesellschaft Restriktionen auferlegt waren, während sie andererseits über größere Handlungsfreiheit verfügten im Vergleich zum Dasein als Ehefrauen.¹ Im Falle der angesehenen und

.....
 1 Vgl. dazu den Aufsatz von Abigail Dunn „Auf Leben und Tod. Die Familienaffäre in C. F. Meyers *Die Richterin*“ in: Martinec, Thomas / Nitschke, Claudia (Hg.): *Familie und Identität in der deut-*

gefürchteten Richterin funktioniert die Liebe (wie der Hass) als ein Kampfmittel um Macht und Besitz. Dass sie über Leichen geht, begründet Meyer mit ihrer Schädigung in der Kindheit durch ihren Vater. Sie hat ein Kind von einem Liebhaber und vergiftet in der Folge ihren Gatten, was sie verheimlichen kann bis die Umstände sie zwingen, ihren Mord zu gestehen, worauf sie sich als schuldige Richterin selbst auch vergiftet. Meyer setzt dem dramatischen Geschehen eine Spitze auf, indem er das Motiv der mordenden Frauen verdoppelt, die beide ihre Maßlosigkeit mit dem Tod bezahlen. Ein Novelle, die Freuds Theorien alle Ehre gemacht hätte (oder für die Freud möglicherweise bei Meyer fündig wurde).

Neben dieser hochdramatischen Frauenmachttragödie, die zwei gleichermaßen missglückten Familiensituationen entspringt, entwirft in Zürich zur gleichen Zeit die mit G. Keller und besonders mit C. F. Meyer und dessen Schwester Betsy gut befreundete Johanna Spyri ein völlig anders geartetes, leises Buch von einem kleinen Mädchen, das aus recht angeschlagenen Familienverhältnissen kommt, wo der Vater fehlt, die Mutter gestorben ist und eine viel beschäftigte Tante keine Zeit hat, sich um sie zu kümmern und sie deswegen bei einem als schwierig verrufenen Großvater auf einer unwegsamen Alp in den Bergen abschiebt. Die Verhältnisse, die es in seiner deutschen Gastfamilie antrifft, sind nicht viel besser: Auch dort ist die Mutter verstorben, der Vater ein Geschäftsmann und meist auf Reisen, das gelähmte Kind einer wenig sympathischen Erzieherin überlassen. Ein Lichtstrahl ist hier wie dort eine verständnis- und liebevolle Großmutter im Hintergrund, die im richtigen Moment eingreift und die Dinge wieder ins Lot bringt. *Heidi*, 1879 erschienen und eines der meistübersetzten Bücher der Welt, wegen vieler verkitschter Ausgaben und Bearbeitungen zu Unrecht als naive happy end story verkannt, kommt also aus keineswegs harmonischen Verhältnissen, und Johanna Spyri greift wie viele andere AutorInnen die Problematik von Halbwaisenkindern auf, für die niemand aufkommen will und die willkürlich in der Welt herum geschoben werden. Der durchschlagende Welterfolg über Zeitabstände und Kulturgrenzen hinweg scheint in dieser Ursituation von Zugehörigkeitsverlust und -sehnsucht zu liegen, mit der sich jedes Kind identifizieren kann.

schen Literatur. Peter Lang, Frankfurt am Main, 2009 (Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, Reihe B/Untersuchungen 95), S. 91–101.

Im Erlebnis der Fremde wiederholt sich dieser Problemkomplex auch für den Erwachsenen. Es ist ein Thema, das in der Auswanderer- und Heimkehrerliteratur bei Schweizer Autoren wiederkehrt und das in der Migrationsliteratur der letzten Jahrzehnte einen zentralen Platz einnimmt. Im Roman *Die Ferienlandschaft* (1983) von Hansjörg Schertenleib denkt der Ich-Erzähler nach über seine Kindheitseindrücke in Österreich, dem Land seiner Mutter. Die Frage nach Herkunft und Zugehörigkeit verbindet sich mit der Frage nach seiner Identität. Ofelia Marti-Peña zeigt auf, wie ihm beides fragwürdig wird auf seiner Erinnerungsreise und wie sich in ihm die Einsicht durchsetzt, dass Familie nicht unbedingt Heimat bedeutet und dass das Zuhause nicht an einem Ort im Hier oder Dort festgemacht werden kann, sondern nur im eigenen Selbst und in der Sprache zu finden ist.

In der Schweiz sind es die Immigranten-Söhne und -Töchter der zweiten und dritten Generation, gerne bezeichnet mit dem Begriff der „Secondos“, welche die Erfahrung von Fremdheit nicht nur gegenüber der neuen Kultur, sondern auch aus dem Erlebnis einer Entfremdung gegenüber dem elterlichen Hintergrund, deren Land und Familie, zum Anlass nehmen, um diesen besonderen Konflikt zwischen den Generationen, der sich aus dieser Situation ergibt, zu thematisieren. Gerade, wenn man weiß, wie viele Opfer die erste Generation gebracht hat, um ihren Kindern eine bessere Zukunft zu ermöglichen, die sie mit einer Rückkehr nach Italien, Spanien, Griechenland oder dem Balkan verbinden, kann man erahnen, zu welchen Konflikten das führen kann, weil die kulturelle Identität zwischen den Generationen sich lockert oder auflöst. Am Beispiel von Franco Supinos *Musica Leggera* (1995) und Aglaia Veteranyis *Warum das Kind in der Polenta kocht* (1998) diskutiert Vesna Konrič Horvath den Migrationsdiskurs bei diesen Autoren, deren Familienbilder bei aller ästhetischen Autonomie als Zeit- und Kulturbilder gelesen werden können. Sie fokussieren auf das Aufeinanderstoßen der verschiedenen Kulturen und betonen ihre Verschiedenheit mehr als das Verbindende, indem sie auf das Konfliktpotential dieser Situation verweisen, weshalb Kondric für die Verwendung des Begriffs der ‚Transkulturalität‘ (W. Welsh) eintritt, der die Verschiedenheit akzentuiert, aber auf die Fähigkeit zur Verknüpfung der Kulturen baut.

Was heißt ‚Familie‘? Gerade im Zeitalter der Globalisierung verliert der Begriff an Eindeutigkeit und mit der Tendenz zur patchwork family droht die

Auflösung einer zumindest während einiger Jahrhunderte europäischer Kulturgeschichte festumrissenen Struktur.² Nicht zufällig konvergieren in dieser Situation zwei gegenläufige Bewegungen: Die Familie scheint an Bedeutung zu gewinnen aufgrund der Globalisierung, sie hat als Thema „Konjunktur“ und ist „omnipräsent“,³ gleichzeitig lösen sich ihre Strukturen auf und werden unübersichtlich. Zugleich wird das Gefühl von Zugehörigkeit zu einem Desiderat als Gegengewicht zur Weiträumigkeit der Globalisierung, in der sich ein gewisses Maß an Privatheit und Zugehörigkeit als notwendig erweist. Weitere Phänomene scheinen mit diesen Bewegungen zusammen zu hängen und sich von daher leichter verstehen zu lassen: Das Bedürfnis des Ichs in allen Teilen der Bevölkerung, sich seiner selbst zu vergewissern und sich einen Platz in der großen Geschichte zu sichern durch den Beitrag eines persönlichen Zeugnisses zur Zeitgeschichte. Was bis vor einigen Jahrzehnten noch den Schriftstellern vorbehalten war, die Suche nach der eigenen Kindheit aufgrund des Verlustes von Familie und Angehörigen im Krieg, auf der Flucht oder durch die einsetzenden Migrationsbewegungen als eine Identitätssuche zu betreiben und über ihre Selbstfindungsprozesse zu schreiben, wird jetzt allen zugestanden. Ihre Berichte haben nicht mehr den Stellenwert von bloß subjektiven Mitteilungen, sondern werden als Beiträge zum kollektiven Gedächtnis gewürdigt. Auch die Vielzahl von Familien- und Generationsromanen findet von daher eine Erklärung: Wenn uns etwas am Entgleiten ist, mobilisieren wir Gegenkräfte es festzuhalten, oder wir erschreiben uns das Verlorene und kreieren Wunschbilder.⁴

So ist der Begriff der Familie vielschichtig und dynamisch und variiert stark im Laufe der Zeit entsprechend ihrem divergierenden Status in der Öffentlichkeit.⁵ Die literarischen Texte respondieren auf die unterschiedlichen Akzentuierungen, wie deutlich aus den Beiträgen hervorgeht. Sie betonen den

.....
2 Als ein Beispiel für die Exponierung dieser Problematik wäre Zoë Jennys Roman *Das Blütenstaubzimmer* (1997) repräsentativ. Hier wird die Familie als instable, jederzeit auflösbare Konstellation erfahren. Vgl. dazu Tholen, Toni: „Heillose Subjektivität. Zur Dialektik von Selbstkonstitution und Auslöschung in Familienerzählungen der Gegenwart“. In: Martinec / Nitschke (2009), S. 35–54.

3 Martinec / Nitschke (2009), Vorwort, S. 9.

4 In diesen Bereich fällt besonders die jüdische Erinnerungsliteratur oder der große Generationenroman über schweizerische-jüdische Familien *Melnitz* (2006) von Charles Lewinski.

5 Vgl. dazu die Untersuchungen von Ariane Eichenberg: *Familie – Ich – Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane*. V&R unipress, Göttingen 2009.

Wunschildcharakter von Familie oder prangern eine defizitäre und repressive Institution an, sie wollen eine ethische Norm hochhalten oder die Unmöglichkeit einer Realisierung von Familie vor Augen führen. Und nicht zu vergessen all jene Texte, in denen die Familie (fast) ganz ausgeklammert ist und nur ein Ich übrig bleibt, das sich von der Familie verabschiedet hat. Immer bleibt zu bedenken, dass wir es auch im Rahmen dieses Themas mit *literarischen* Darstellungen zu tun haben, mit ästhetischen ‚Bildern, welche nicht als Abbildungen der Wirklichkeit verstanden werden können, selbst dort, wo sie es behaupten, wie das ein charakteristischer Zug des neuen autobiografischen Schreibens ist. Selbst wenn die in den Texten vermittelte Zeitgeschichte ein zentraler Aspekt der Untersuchung ist, liegt die Herausforderung an den Interpreten gerade in deren Brechung durch das Medium des Schreibenden.

Die oft konstatierte große Nähe des literarischen Diskurses zu den sozialen und politischen Gegebenheiten scheint im Allgemeinen ein Kennzeichen schweizerischer Literatur zu sein. Sie wird von einzelnen Autoren zuweilen als beschwerlich empfunden, wenn sich dahinter ein Imperativ zu verstecken scheint, als Schriftsteller Interesse am politischen Geschehen zu bekunden und als Bürger am politischen Diskurs teilzunehmen. Max Frisch sah eine solch bewusste Haltung als Voraussetzung dafür, dass eine Gesellschaft nicht in eine Situation hinein schlittert, wie es in den 30er Jahren in Deutschland der Fall war. Der Schriftsteller soll ein geschärftes kritisches Bewusstsein haben, die Spannung zwischen subjektiver Wahrnehmung und offiziellem Diskurs der Zeit zu registrieren und kritische Alternativen anzulegen.

Es gibt Zeiten, wo ein solch wachsames Bewusstsein entscheidend ist. Ein Beispiel dafür ist die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, welcher die Zusammengehörigkeit der deutschsprachigen Schweiz und der Romandie auf die Probe gestellt hatte. Es folgte die Wirtschaftskrise der Zwischenkriegszeit mit dem aufkommenden Faschismus in den Nachbarländern, Mitläufern in den eigenen Reihen und der Gefahr eines möglichen Krieges am Zeithorizont. In dieser Situation schrieb Meinrad Inglin, der hier stellvertretend als bedeutendster Repräsentant für die Autoren dieses Zeitabschnitts stehen muss, seinen *Schweizerspiegel* (1938), der sich zwar historisch auf die Zeit des Ersten Weltkriegs bezieht, in Wirklichkeit aber die Lage vor dem Zweiten Weltkrieg im Auge hat. Dariusz Komorowski stellt seiner Romananalyse eine differen-

zierte Darstellung der offiziellen schweizerischen Familienpolitik und der Auffassung des Familienbegriffs voraus, wie er sich seit Ende des 18. Jahrhunderts entwickelt hat. Dieser Hintergrund ist unverzichtbar, wenn man sich mit der Literatur der Vor- und Nachkriegszeit beschäftigt, denn die Schriftsteller der Zeit haben aus dieser Kenntnis heraus – und in Opposition oder in Übereinstimmung damit – ihre Werke geschrieben. Die Vielschichtigkeit des Phänomens Geistige Landesverteidigung mit den positiven und negativen Bestandteilen, den unterschiedlichen ideellen, kulturellen und politischen Strömungen, die in sie eingegangen sind, und deren wechselnder Stellenwert im Kontext der Vorkriegs-, Kriegs-, und Nachkriegszeit, kompliziert die Beschäftigung damit. Komorowski liest diesen bedeutenden Roman Inglin in der Spannung von differierender persönlicher Überzeugung und dem Bewusstsein einer staatspolitischen Verpflichtung als öffentlicher Schriftsteller in schwieriger Zeit, in der er die Familie im Sinne der Geistigen Landesverteidigung als eine Art Bollwerk der neuen Zeit entgegenstellt.

Zu den wenigen Autoren vor Inglin, die eine über die Schweiz hinaus reichende Bedeutung erlangt haben, gehören Robert Walser und – mit gebührendem Abstand zu ihm – Friedrich Glauser. Beide Autoren sind Außenseiterfiguren aus unterschiedlichen Gründen, beider Leben als Schriftsteller wurde geprägt durch eine schwierige persönliche Situation, bei der auch die familiäre Situation eine wesentliche Rolle spielte. Und Walser ist der Dichter, der nicht in das Raster des politisch interessierten Schweizer Schriftstellers passt. Walser war ein Poet und Träumer, ein charmanter ebenso wie ein oft ungehobelter Bursche, Einzelgänger und Junggeselle. Das Familienleben nimmt in seinem dichterischen Werk eigenartige, ja befremdliche Formen an. Kerstin von Schwerin zeigt, wie schwer sich der ‚Familienroman‘ *Geschwister Tanner* (1907) fassen lässt. Der fragmentarische Charakter von Walsers Darstellungsweise schafft eine episodische Welt, in der sich die familiären Verbindungen der Romanfiguren, die alle Züge von Walsers Geschwistern tragen, mit spielerischen „alter ego-Figurationen“ verbinden. Walser schafft ein Familienbild, das als ein Zeitbild gelten kann und sich zugleich in Walserscher Weise einer genaueren Festlegung entzieht.

Mit der Rolle der Familie für die Kriminalromane Glausers beschäftigt sich Philippe Wellnitz am Beispiel der *Fieberkurve* (1935) und *Krock und Co.* (1937). Sein Wachtmeister Studer ist einer der wenigen Kriminalbeamten in

der Kriminalliteratur, die verheiratet sind und der sein Familienleben mit seinem Beruf in Einklang zu bringen sucht. Das geht nicht ohne die verständnisvolle Hilfe seiner Frau, die diese Rolle vielleicht leichter zu füllen vermag, da sie nicht mit eigenen emanzipatorischen Zielen beschäftigt ist wie ihre Mitschwester im Norden(!). Ihre Anwesenheit kann wohl kaum als Beispiel für eine progressive Sicht auf die Frau von Seiten der Schweizer Kriminalpolizei gelten, selbst wenn diese ihren guten Ratschlägen vielleicht eine etwas höhere Aufklärungsquote der Verbrechen verdankt. Vielleicht steckt eher eine Art Wunschbild hinter der Rolle, die Glauser dieser Ehefrau gibt. Was seine Kriminalromane über das durchschnittliche Niveau hebt, ist nach Wellnitz der Zeitbezug, der die wirtschaftliche Situation, die Krisen der Industrie und das Spekulantentum bei den Tatmotiven berücksichtigt und so Reflexionen über die Gerechtigkeit provoziert.

In mehreren Beiträgen wird darauf hingewiesen, dass der Büchermarkt seit den 70er und 80er Jahren eine auffallende Menge autobiografisch fundierter Erinnerungsliteratur aufweist. Sie setzt sich zusammen aus der subjektiven Erfahrungsliteratur der Nachkriegsgeneration, die zugleich eine erste Konkunktur an Väterliteratur hervorbrachte, ferner der Zeitzeugen-Literatur von Nazizeit und Holocaust, die mit großem zeitlichem Abstand zu den aktuellen Geschehnissen geschrieben wurde. Und schließlich kommt die Betroffenheitsliteratur der Wendezeit mit der um eine Aufarbeitung ihrer eigenen Geschichte und ihrer eigenen Identität bemühten Menschen in Ost und West hinzu, die sich mit ihrer Kindheit und Jugend unter totalitären Regimes beschäftigen. Gerade in dieser Kategorie werden vermehrt einzelne Familienmitglieder und die Großeltern einbezogen, so dass sich die eigene Geschichte zur Familiengeschichte und zum Generationenroman ausweitet (so bei Günter Grass, Martin Walser, Christoph Hein, Christa Wolf, Monika Maron, Reinhard Jirgl, Stephan Wackwitz, Uwe Tellkamp, um nur wenige Namen zu nennen).⁶

6 Wenn wir jedoch einen Blick auf die Literaturgeschichte werfen, sehen wir schnell, dass der Familien- und Generationenroman eine lange Tradition hat und besonders im 20. Jahrhundert in der deutschsprachigen Literatur stark vertreten ist. Darin gibt es keinen Unterschied zwischen der Schweizer und den andern deutschsprachigen Literaturen. Dass der Generationenroman allerdings als fast „epochale Ablösung“ von der Väterliteratur (Aleida Assmann) gesehen werden kann, trifft in der Schweizer Literatur so nicht zu. Vielmehr bestätigt sich dort die Feststellung A. Eichenbergs, dass Vater- und Familien-/Generationenroman oftmals mit einander verflochten sind (2009, S. 15). Dies ist auch bei Otto F. Walter, Guido Bachmann, Thomas Hürlimann, Urs

Die Auseinandersetzung mit dem Verhalten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg ist ein von den Schriftstellern relativ spät in Angriff genommenes Thema, das schon früh angesprochen worden war von Autoren wie Max Frisch, Walter Matthias Diggelmann, Heinrich Wiesner, Niklaus Meienberg und anderen, die eine kritische Aufarbeitung dieses Problemkomplexes forderten und auch selbst initiierten, doch blieb es im Ganzen eher bei marginalen Anstrengungen, die auf die Gegenargumentation stießen, dass Schuldzuweisungen fehl am Platz seien und die Schweiz sich nichts habe zu Schulden kommen lassen. Erst eine gründliche Analyse der historischen Fakten brachte jene unangenehmen Wahrheiten ans Licht, die eine Verabschiedung von tief internalisierten Selbstbildern und Mythen über die Rolle der neutralen Schweiz und ihrer humanitären Sendung unausweichlich machten. Erst gegen Ende der 1980er Jahre sind es vor allem Otto F. Walter, Thomas Hürlimann und etwas später Urs Faes, die sich erzählerisch mit Fragen zum Verhalten während der Zeit des Nationalsozialismus auseinandersetzen.

Diese Thematik greift hinein in die Privatsphäre vieler Familien, besonders jener, in denen Väter und Großväter im öffentlichen Dienst oder in der Politik engagiert waren. Die epischen und dramatischen Arbeiten von Thomas Hürlimann nehmen die Kombination von politischer Karriere und ethisch-moralischen Entscheidungen sowie deren Auswirkungen auf die Privatsphäre, Ehe und Familienleben aus der Sicht des Sohnes aufs Korn. Jürgen Barkhoff hat das Verhältnis von Familien- und Landesgeschichte in den drei Romanen *Der große Kater* (2000), *Fräulein Stark* (2001) und *Vierzig Rosen* (2006), die als „Familientrilogie“ bezeichnet werden können, unter die Lupe genommen und betont die Einzigartigkeit der Verflechtung von Privatsphäre und politischer Machtposition, die sich in dieser Familiengeschichte manifestiert. Sie vermittelt ein Stück Schweizer (Mentalitäts-)Geschichte des 20. Jahrhunderts, die auch in latenten Antisemitismus, politisches Ränkespiel und andere neuralgische Punkte Einblick gibt. Die durchlässigen Grenzen zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit sowie die große Nähe zum dokumentierten Geschehen, die Hürlimann gewählt hat, stößt bei Schweizer Lesern auf eine gewisse Skepsis, was die Frage aufwirft, in wie weit die Nähe zum dargestellten Geschehen eine Rolle spielt für die Bewertung eines literarischen Werkes, das

Widmer, Martin R. Dean und anderen der Fall.

in Gefahr steht, als Schlüsselroman gelesen zu werden. Die literarische Verarbeitung von autobiografischem Material ist verbunden mit dem Problem der Öffentlichstellung von Privatheit. Im Falle von erinnerter Zeitgeschichte geht es den meisten Autoren darum, dass hinter der individuellen Erfahrung eine mit vielen geteilte Erfahrung liegt, die für all jene vermittelt wird, die selbst nicht schreiben. Der Schutz der Fiktion ermöglicht die Preisgabe von Privatem, erlaubt aber auch eine spielerische Verschiebung der Grenze zwischen Fiktion und Wirklichkeit. Diese Spannung ermöglicht die Akzentverschiebung weg vom Privaten und hin auf die Repräsentativität einer Zeiterfahrung allgemein, wie Hürlimann dies tut.

Schon vor Hürlimann hat der ältere Otto F. Walter kurz vor seinem Tod sich der Aufgabe gestellt, als ein direkt Betroffener seine eigene Kindheit, die unter der Bedrohung von Faschismus und Hitlers Invasion stand, literarisch darzustellen. Er tat es in *Zeit des Fasans*, der 1988 genau 50 Jahre nach Inglin's *Schweizerspiegel* erschien und diesen Roman als Vorbild hatte, in Form eines dokumentarisch anmutenden Familienromans, wie Joanna Jabłkowska ausführt, der auch für Ausländer die Zusammenhänge von schweizerischer Politik einsichtig macht. Sie verteidigt den Roman gegen die Kritik von Historikern, nichts Neues vermittelt zu haben, denn nicht historische Wahrheit war Walters Absicht, sondern eine Verschiebung der Denkdimensionen von Seiten der Schweiz, die nach Ansicht des Protagonisten einem falschen politischen Konzept verpflichtet ist, das durch ein neues, von Frauen inspiriertes Kulturkonzept ersetzt werden sollte.

Ebenfalls in die Reihe der Autoren, die sich mit der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs befasst, gehört Urs Faes. Mit seinen drei Romanen *Sommerwende* (1989), *Augenblicke im Paradies* (1994), *Liebesarchiv* (2007), die keine Trilogie sind, aber eine gemeinsame Fabel haben, beschäftigt sich Malcolm Pender. Faes sieht die Geschichten von Menschen in der Schweiz unter den Bedingungen der weltgeschichtlichen Ereignisse und vermittelt in ihnen ein Bild der damaligen Gesellschaft und deren existentieller Situation. Die Romane schließen an O. F. Walters *Zeit des Fasans* an, indem sie die Entwicklungslinie bis in die Gegenwart weiterziehen und Kontinuitäten erkennbar machen. In der Auseinandersetzung von Vater und Sohn wird hier das Generationenproblem etwas positiver angesprochen. Es gibt eine Gemein-

schaft durch Erzählen, was *Liebesarchiv* auch zu einem Roman über das Schriftstellersein macht.

Mit Hanna Johansen als gebürtiger Deutscher, die ihr erwachsenes Leben in der Schweiz verbrachte und nach langen Jahren sich ihrer eigenen Kindheit in Deutschland zuwendet, kommt neu der Blick auf eine deutsche Familiengeschichte aus zeitlicher und örtlicher Distanz und aus Frauenperspektive ins Bild. Johansen unternimmt in ihrem Roman *Lena* (2002) den Versuch einer Erinnerungs(re)konstruktion, die aufgrund des Schweigens zwischen den Generationen sich auf ein fragendes Suchen beschränken muss und nur eine nachgebildete Authentizität erreichen kann. Isabel Hernández untersucht die diskursive Strategie der Literarisierung von Familiengeschichte und Zeitgeschichte im Familienporträt der drei Generationen, das ein Stück deutscher Zeitgeschichte lebendig macht und diese dem kulturellen Gedächtnis eingliedert.

An dieser Stelle muss auch Erica Pedretti genannt werden, welche als Kind aus Mähren in die Schweiz verschickt wurde, dort eine Familie stiftete und eine Karriere als Künstlerin machte. Sie tastet sich relativ spät an ihre Vergangenheit und ihre verlorene Familie heran mit *Harmloses, bitte* (1970), stets im Widerstreit mit ihren eigenen Gefühlen, dem Wunsch nach Abwehr der Erinnerungen und dem Versuch, ihre Schreibangst zu überwinden und sich ihnen zu stellen. Pedrettis Romane vermitteln in höchstem Maße Familienbilder: dunkle, schattenhafte aus Mähren, die eine schwerverständliche Faszination ausüben und konfrontiert werden mit der Helligkeit eines übersichtlichen und geordneten Lebens in der Schweiz, dem das Unheimliche abgeht. Auch für sie erweist sich bei ihren Reisen in die Vergangenheit die alte Heimat nicht mehr als Heimat wie sie es im Roman *Engste Heimat* (1995) beschreibt. Die Grenzen sind durchlässig geworden, die Trennung von „hier“ und „dort“ lässt sich nicht mehr aufrecht erhalten.

Die Rückblicke auf Kindheit, Erziehung und Milieu von Schweizer Autorinnen und Autoren hatten lange nicht, im Gegensatz zu den deutschen Schriftstellerkollegen, ihren Grund in Fragen an die Eltern, besonders an die Väter, über ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus und eine allfällige Verstrickung in die Nazizeit und deren Verbrechen, sondern sie stellen persönliche Fragen und erhoben private Vorwürfe gegen inadäquates Verhalten Kindern und Jugendlichen gegenüber, wo dies so erlebt wurde. In diesen

psychologisch motivierten, mehr privaten Erinnerungsdiskursen wird die eigene Herkunft und Erziehung problematisiert. Insofern erweist sich auch das Private sehr bald als sozial beeinflusst und geformt. Die Umbrüche, der materielle Wohlstand und die Umwertungen, die im Laufe der letzten fünfzig Jahre den privaten und öffentlichen Sektor prägten und in den Bereichen von Religion, Ethik und Moral zu tief greifenden Veränderungen führten, welche geltende Normen und soziale Strukturen außer Kraft setzten, bewirken einen neuen Blick auf die frühere Welt mit ihren engen Moralvorstellungen, ihren zumeist autoritären Strukturen in Familie, Schule und Arbeitsleben, ihren unangemessenen Strafmethoden samt deren Folgen für das Leben der Betroffenen. Jürg Amanns *Am Ufer des Flusses* (2001) wäre hier zu erwähnen, geschrieben als Erinnerungsgespräch zwischen zwei Vettern am Aids-Krankenbett des einen, die das Verhalten ihrer dominanten Mütter in den beiden Familien Revue passieren lassen und die Erinnerungen in einer Mischung von ironisch-sarkastischer Kritik und Verzweiflung über dieses Familienleben kommentieren. Einen weiteren Akzent in diesem Zusammenhang setzt der Schauspieler und Schriftsteller Guido Bachmann, der in „lebenslänglich“ (1997) und „bedingt entlassen“ (2000) eine Abrechnung mit seinem als Familientyrann erlebten Vater und dem ganzen sozialen Umfeld seiner Familie vornimmt, worin er die respektlose Behandlung seiner italienischen Mutter durch den Vater und den verächtlichen Umgang mit ihm als homosexuellen Sohn anprangert. Seine Kritik trifft auch Kirche und Staat (Militär) als verlängerten Arm autoritativer Maßnahmen. Bachmann legt seine autobiografischen Texte als fast Sechzigjähriger vor und begründet darin seine Unfähigkeit zum bürgerlichen Leben und die Notwendigkeit, Schriftsteller zu sein. Hier sind wir weit entfernt vom versöhnlichen Blick eines alternden Schriftstellers auf seine Kindheit. Der Schreibakt wird hier letzte Möglichkeit für den Ausdruck der Frustration einer Familiensituation, die zerstörerische Kräfte angenommen hat. In tragisch-konsequenter Weise setzte Guido Bachmann seinem Leben im Oktober 2003 ein Ende, kurz nachdem er sein literarisches autobiografisches Projekt zum Abschluss gebracht hatte.

Bachmann gehört nicht zu den zornigen jungen Männern, die in den 1980er Jahren ihre Abrechnung mit den Vätern und der Elterngeneration vorgenommen hatten und zu deren Vorläufern Fritz Zorn gehört mit seinem

zunächst als Krankheitsbericht rezipierten Buch *Mars*, das 1977 erschien und vorbildlich wurde für destruktive Familiendiskurse. Anna Fattori legt in ihrem Vergleich von *Mars* mit Goethes *Werther* mehr Gewicht auf die Differenzen zwischen den beiden Büchern (auch was die Herausgeberfunktion von Adolf Muschg betrifft). Sie zeigt in ihrer Analyse die Notwendigkeit einer eingehenden formalen und sprachlichen Behandlung des Textes, die auch dem literarischen Anspruch Zorns entgegenkommt und damit Aspekte beleuchtet, die bisher versäumt wurden zu Gunsten einer mehr dokumentarischen Einschätzung des Textes.

Ein herausragendes literarisches Talent, ein extravaganter Künstler und ein psychisch schwer lädierter Mensch, so könnte verkürzt eine Formel für Hermann Burger lauten, mit dessen privaten Leiden an der Familie und seinem Leben als Künstler sich Peter André Bloch befasst. Im Gegensatz zur depressiven Sinneslage bei Fritz Angst finden sich bei Burger Humor und irrwitzige Sprachkunst, welche die Wirklichkeit mit Tricks und Zauberkünsten zu überlisten trachten. Die tragische Wahrheit aber ist nach Bloch, dass Burger in zwei Welten lebte: in der Leere unerfüllten Glücks und der Sehnsuchtswirklichkeit herbei gezauberter Ersatzmöglichkeiten. Seine Bücher wurden für den Egomaneen zu eigentlichen Zirkusnummern, in denen er stets die wichtigste Rolle spielte, um gleichzeitig darunter zu leiden und seine eigene Situation zu parodieren. Seine Beziehung zu Eltern und Geschwistern geriet in ähnlich skurrile Überzeichnung, so dass sich diese genötigt sahen, sich davon zu distanzieren, vergleichbar dem Fall von Fritz Zorn, wo die Diskrepanz zwischen der Sicht des Schreibenden und der seiner Umwelt ebenfalls markant ist.

Das kritische Projekt dieser Autoren versteht sich in erster Linie als Beitrag zur Dekonstruktion eines Mythos, der ganz explizit ein an die Schweiz gebundener Mythos ist und den privaten Bereich der Familie ebenso umfasst wie den öffentlichen, weshalb Militär, Schule, Staat und Kirche von der Kritik betroffen sind. Die Traditionslinien für diesen Zusammenhang sind leicht erkennbar und es genügt, sich die in der Bibel festgelegte religiöse Analogie zwischen der väterlichen Autorität in der Familie und der göttlichen Autorität des Vaters im Himmel vor Augen zu rufen, zu der als Parallele die Analogie

von Vater Staat und Gott als dem obersten Herrn gehört.⁷ Die Rebellion der Söhne richtet sich gegen eine als repressiv empfundene Erziehung und Sozialisation allgemein, eine Gesellschaft, in der es um Dialogunfähigkeit, um Unterdrückung und Aufrechterhaltung von Machtstrukturen geht. Die Folge für die Betroffenen ist die Unmöglichkeit weiter zu leben in dieser Familie, in dieser Gesellschaft, in diesem Land. Der Körper reagiert mit Krankheit oder es kommt zum Freitod.⁸

Nach zwei Jahrzehnten heftiger Auseinandersetzungen vieler Künstler und Intellektueller mit der Institution Schweiz, deren Ideale sie durch die Politik des Landes während des Zweiten Weltkriegs und den folgenden Jahren des Kalten Krieges desavouiert sahen, beruhigten sich die Verhältnisse um die Jahrtausendwende. Vermehrt wenden sich die Schriftsteller aktuellen Herausforderungen zu oder befassen sich nach wie vor mit ihrer eigenen näheren Umgebung.

Bevor wir zu dieser letzten Gruppe der hier behandelten Autoren kommen, seien zwei Vertreter genannt, welche sich mit ihrer Kindheit befassen und dabei zwei neue Aspekte des Familienlebens ins Spiel bringen. Klaus Merz erzählt von der Familiengemeinschaft mit einem behinderten Kind und einem früh verstorbenen Bruder; Silvio Blatter vom Aufwachsen eines Jungen ohne Vater, an dessen Stelle ein Stiefvater und ein Stiefbruder ins Haus kommen.

Im kleinen Buch *Jakob schläft. Eigentlich ein Roman*, das 1997 erschien, macht Klaus Merz in seinen autobiographisch unterlegten Erinnerungen den Leser mit einer Bäckersfamilie der 50er Jahre bekannt, die allerdings keine Durchschnittsfamilie ist. Die Kindheit des Ich-Erzählers ist geprägt von dem von epileptischen Anfällen heimgesuchten Vater, einer immer schwermütiger werdenden Mutter und den zwei Brüdern: dem kurz nach der Geburt verstorbenen „KIND RENZ“, der als schlafender Bruder Jakob anwesend bleibt, und ‚Sonne‘, dem begabten jüngeren Bruder mit dem Wasserkopf. Merz lässt das Atmosphärische einer von Ängsten, Krankheiten, aber auch Glücksmomenten geprägten Kindheit im Leser aufsteigen, die Resonanzen auslöst durch die zeittypischen Details von Radiomeldungen und Ansagern, Musik, Filmen und

7 Die Familienanalogie führt bis in die Begriffe von ‚Vaterland‘, ‚Vaterlandsliebe‘ und ‚Muttersprache‘ hinein.

8 Vgl. dazu die Untersuchung von Malcolm Pender: *Contemporary Images of Death and Sickness. A Theme in German-Swiss Literature*, Sheffield Academic Press, Sheffield 1998.

Familienritualen, welche die Erzählung zeitgeschichtlich bebildern. Merz' Kinderwelt ist meilenweit entfernt von der unheilvoll-ausweglosen Atmosphäre, welche den ebenfalls autographisch unterlegten Text *Ein Kind* von Thomas Bernhard kennzeichnet, mit dem er verglichen wurde, denn bei Merz gibt es Retter, und sie kommen aus der eigenen Familie. Die Liebe ist der Schutzmantel dieser kleinen Schicksalsgemeinschaft. Ein kleines Buch und doch ein wunderbarer abgerundeter Familienroman, der, aus der Kinderperspektive erzählt, das Leben mit dem behinderten, begabten Bruder ins Zentrum stellt und damit den Familienbildern einen neuen Erfahrungsaspekt hinzufügt.

Silvio Blatters *Eine unerledigte Geschichte* (2006) enthält im Kern die Erinnerungen des vaterlosen Jungen, die der Tod des Großvaters in ihm freisetzt und die um seinen Vater kreisen. Das Buch ist auf weite Strecken eine Vatersuche, dessen Fehlen für den Jungen problematisch ist, zumal es einen Stiefvater und einen Stiefbruder gibt, die seine Stellung als Kavalier der Mutter bedrohen. Andererseits steigert er sich in ein Gefühl der Überheblichkeit hinein, da seine Vaternorm nicht mit der Wirklichkeit konfrontiert wird und diese nicht, wie die Gestalt des Stiefvaters, den Herausforderungen des Alltags zu genügen hat. Diese Anormalität bewirkt eine Schärfung der Sinne des Jungen, der seine Umgebung genauestens beobachtet, ja, sie geradezu belauert und sich seine Theorien über das Verhalten der einzelnen Familienmitglieder zurechtlegt. Das dunkle Zentrum für den Jungen ist die Frage nach seinem Vater. Das Paradox ist, dass der Großvater seine Leiden verstärkt, indem er ihn zu trösten versucht. Es ist die Mär vom Findelkind, die er ihm aufbindet. Er habe ihn einem fahrenden persischen Teppichhändler aus Hamburg abgekauft – für ein Kilo Gold. Die Mutter, die der unbekannte Vater sitzen gelassen hat, äußert sich nicht dazu. Das Schlimme, heißt es, aber war weniger der fehlende Vater. Mit dieser Mär droht vielmehr die bestehende Sicherheit zusammenzuberechen, denn wenn Großvaters Geschichte wahr ist, ist die Mutter nicht seine Mutter. Seine Ängste äußern sich in Absonderung, Missgunst und Hassgefühlen dem Stiefvater und Halbbruder gegenüber.

Während der Arbeit am Roman hat sich nach Blatters eigener Aussage der Stoff unter seinen Händen gedreht: Was als eine Vatersuche begonnen hatte, wurde immer mehr zu einer Erkundigung des Halbbruders und des Stief-

vaters, die er kaum kannte und die er sich deshalb erfinden musste. Beide sind Eindringlinge, die das Zuhause zur Fremde machen. Der Ich-Erzähler flüchtet zu seinem Großvater und macht sich ein Quartier auf dem Dach als Beobachter. Die Adoption ändert seine Gefühle nicht und die Leerstelle des Vaters bleibt, aber er verzichtet auf aktive Nachforschungen. Als Erwachsene sprechen die Brüder über das schwierige Zusammenleben und der Halbbruder legt die andere Seite bloß, die der Ich-Erzähler nicht zu sehen vermocht hatte: die verpasste Liebe des Stiefvaters und des Halbbruders während all der Jahre, in denen er sich in seine feindselige Haltung einspannt.

Zur letzten Gruppe in unserem Arbeitskreis, die sich mit ihrer Familie befassen, gehören so unterschiedliche Autoren wie Martin R. Dean, Urs Widmer, Peter Stamm und Gerhard Meier.

In Martin R. Deans erstem Roman *Die verborgenen Gärten* (1982), den Fernando Magallanes untersucht hat, findet sich noch nichts vom Interesse des Autors für seine Familie, respektive für die Väter, nach denen er sich 20 Jahre später auf die Suche in die Karibik (*Meine Väter* 2003) begibt. In dem Garten herrschen labyrinthische Zustände, die symptomatisch sind dafür, dass zwei Menschen im Laufe eines Jahres keine Beziehung zu einander finden, wofür ihre fehlende Kommunikation, ihre relative Sprachlosigkeit das äußere Zeichen ist. Magallanes deutet die Beschränkung des Protagonisten auf sich selbst, seine Erprobung des Alleinlebens, als typisches Zeitphänomen der ‚postmatrimonialen‘ Phase, wo das Ich nicht einmal mit sich selbst ins Reine kommt.

Auch in Peter Stamms narrativen Texten treffen wir auf zahlreiche Einzelgänger, die sich einsam reisend in der Welt bewegen und oft einem Gefühl der Fremdheit ausgesetzt sind. Ján Jambor bezieht statistische und sozialhistorische Dokumente über die Veränderung der Auffassung von Ehe und Familie in der Schweiz seit den 1970er Jahren in seine Analyse ein, um die Stammsche Familienvorstellung systematisch zu erfassen, welche diesen Wandel reflektiert und in den vielen Singles zum Ausdruck bringt. Stamm möchte seine Geschichten als ‚Bilder‘ aufgefasst wissen und entsprechend sieht er Literatur als einen ‚Spiegel ihrer Zeit‘. Diese Nähe zur Zeitaktualität ist es wohl auch, welche die jungen Leser in ihren Bann zieht. Es ist ihre Welt, ihre Wirklichkeit, ob verfremdet oder nicht wie in *Agnes* oder in Erzählungen, mit denen sie sich konfrontiert sehen.

Von Urs Widmer liegt eine umfassende Produktion vor. Mit zwei seiner letzten Romane *Der Geliebte der Mutter* (2003) und *Das Buch des Vaters* (2005) beschäftigt sich Goncalo Vilas-Boas. Er nimmt eine Analyse der ‚Familienkonstrukte‘ in den beiden Büchern vor, welche getrennt, aber komplementär den Vater und die Mutter aus der Sicht des Sohnes entwerfen, der sich als eine Art von auktorialem Erzähler inszeniert. Die Teilung ist symptomatisch für die Diskrepanz in der Familie: es müssen zwei getrennte Geschichten erzählt werden, es gibt keine gemeinsame. Eine wichtige Rolle spielen nach Vilas-Boas die Reisen in Ort und Zeit, wobei Widmer die Angst als eine der Triebkräfte für sein Schreiben nennt und der Tod als Bestandteil der Lebensreise auch in diesen Romanen eine wichtige Funktion hat.

Mit dem 2009 verstorbenen Gerhard Meier ist ein Autor vertreten, der für viele Leser einen ‚Dichter‘ verkörpert, der im Einklang mit sich selbst und seiner ländlichen Umgebung lebte, für den diese zwar Provinz, aber welthaltiges Zentrum war, aus dem sich seine dichterische Welt entfaltete, ähnlich wie es für Dürrenmatt und sein Dorf der Fall war. Dorota Sosnicka nähert sich ihm in seiner Umgebung, wo er in der Kontinuität lebte. Die Welt Robert Walsers war ihm vertraut, auch er liebte das Kleine, Gewöhnliche und Alltägliche. Das mag auch ein Grund dafür sein, dass er zwar keine großen Leserscharen hat, aber als einer der bedeutendsten Schriftsteller der Gegenwart gilt. Sosnicka weist darauf hin, dass es in Meiers Dichtkunst keine Grenze zwischen Biographie und Literatur gibt, sondern dass eines ins andere übergeht und alles einen großen Lebenszusammenhang bildet.

Zum Symposium, das in Bergen im August 2009 stattfand, waren auch zwei Schriftsteller eingeladen: Christian Haller, Verfasser einer dreibändigen Erinnerungstrilogie *Die verschluckte Musik* (2001), *Das schwarze Eisen* (2004) und *Die besseren Zeiten* (2006), die von der eigenen Familie handelt,⁹ und Kaspar Schnetzler, der zuletzt den Familien- und Generationenroman *Das Gute* (2008) veröffentlicht hat, einen Roman, der breit angelegt ist und sich über fünf Generationen erstreckt und zugleich die Geschichte der Stadt Zürich während hundert Jahren mitliefert.¹⁰ Neu an Schnetzlers Projekt ist der Ausgangspunkt, die Frage nämlich, ob es möglich sei, auf der Grundlage eines

.....

9 Christian Haller: Trilogie des Erinnerns. *Die verschluckte Musik*. *Das schwarze Eisen*. *Die besseren Zeiten*. btb-Verlag, München 2008.

10 Kaspar Schnetzler: *Das Gute*. Roman. bilgerverlag, Zürich 2008.

„langweiligen“ Materials, nämlich einer gewöhnlichen Durchschnittsfamilie, einen interessanten Roman zu schreiben. Dass der Versuch als gelungen gelten kann, bestätigen die guten Besprechungen und die Leserresponns, so dass in diesem Fall die Frage von Hans Joachim-Hahn positiv beantwortet werden könnte, der meint, dass es fraglich sei, dass ein Familienroman geschrieben werden könne, der ganz auf einer homogenen, konfliktlos funktionierenden Familie aufbaue.¹¹ Konfliktlos allerdings kann ein Menschenleben schwerlich ablaufen, wenn es sich nicht im Alleingang, sondern in einem sozialen Umfeld vollzieht, wie es sich ergibt aus dem Zufall, der am Beginn der Familiengeschichte steht, wo sich zwei Menschen beim Kaisermanöver 1912 in Zürich kennenlernen und zwei Familien in der Folge miteinander fusioniert werden und eine Sippe bilden, die sich über fünf Generationen hin ausweitete, nicht nur zahlenmäßig, sondern auch territorial, so dass am 3. September 2012, hundert Jahre später, Amerikanisch-Englisch, Hochdeutsch und Wienerisch das Zürichdeutsch durchsetzen bei der Begrüßung der Jubiläumsgäste durch die Daheimgebliebenen. Und was dazwischen liegt, schildert 100 Jahre durch den Autor genauestens recherchierte und vergnüglich inszenierte Geschichte und Entwicklung der Stadt Zürich anhand der beiden Familien Frauenlob-Gerber und Bizzi-Gerber.

Christian Haller las aus dem letzten Band seiner Trilogie und gab im Anschluss an die Lesung Einblick in seine Schreibwerkstatt. Er verfügt über eine außergewöhnliche und spannende Familiengeschichte, der er nachzugehen begann und die ihn immer tiefer in ihren Bann und in das Studium von Dokumenten und das Auskundschaften von fremden Orten zog. Mit einer Großmutter mütterlicherseits, die aus den großbürgerlichen Kreisen des alten Rumänien stammte und einen entsprechend galanten Ehemann hatte, kam das untergehende Großbürgertum ins Bild, wobei eine Annäherung an die vornehme Familie über Portraits und alte Fotos erfolgte. Diese Welt trifft auf eine ganz andere, als die Großmutter sich mit einem Schweizer Industriellen verheiratet, der ein sozialer Aufsteiger ist, als Verdingkind aufwuchs und in die Fremdenlegion eintrat, sich dann aber hinaufarbeitete bis zum Direktor einer Eisenfirma. Dass Brüche der Lebensform in dieser Familiengeschichte das Zentralmotiv ausmachen, dürfte nicht verwundern. Dazu kommt der

.....
 11 „Beobachtungen zur Ästhetik des Familienromans heute“, in: Martinec / Nitschke (2009), S. 275–292, hier S. 276.

Wandel der Lebensformen, der sich zeitgeschichtlich ablesen lässt an den Ereignissen des vergangenen Jahrhunderts und den Umbrüchen, welche die Industrie erfährt. Der Enkel steht zwischen zwei Welten, repräsentiert in den beiden Großvätern, eine schroffe Autorität der eine, ein Monsieur der andere. Dennoch fasziniert der Starke, Ungehobelte das Kind mehr als der Kultivierte, dessen Autorität Eindruck macht. Wie soll er wählen, welche Richtung einschlagen im Leben? In der Trilogie erfährt man mehr darüber.

Beiden Autoren sowie der Kulturstiftung Pro Helvetia gebührt unser herzlicher Dank für die Ermöglichung ihrer Teilnahme am Symposium, an dem das Schreiben *über* und das Schreiben *von* Familiengeschichten mit einander verbunden werden konnte.

SABINE HAUPT (UNIVERSITÄT FREIBURG/CH)

Familie im Krieg

Regula Engel zwischen Mutter und ‚Amazonen‘

Im Herbst 1821 erscheint in Zürich eine auf 174 Seiten eng bedruckte Broschüre mit dem Titel *Lebensbeschreibung der Wittwe des Obrist Florian Engel*. Es handelt sich um die Biografie der 1761 in Zürich geborenen Regula Engel-Egli, ein Buch, das seit dem frühen 19. Jahrhundert bei verschiedenen Verlagen in immer wieder neuen Auflagen erschien, zuletzt 2009 im Zürcher Limmat-Verlag.

Der 1821 noch sehr schlicht aufgemachte Band endete mit einem Abgesang in 64 Strophen, in denen in bänkelsangartigen, oft unfreiwillig komischen Reimen das Erzählte nochmals zusammengefasst wird – eine muntere Mixtur aus Privat- und Weltgeschichte. Um einen Eindruck von diesem unbekümmerten Hin und Her zu geben, zitiere ich zum Einstieg einen kurzen Ausschnitt: Als Napoleon, nach den Schlachten von Aspern und Wagram und nach dem Frieden von Schönbrunn, Prinzessin Marie-Luise, die Tochter von Kaiser Franz I heiratet, klingt das bei Regula Engel folgendermaßen:

„Er [Napoleon] eilte nach der Donau hin
Und trieb nun Oestreichs Schaaren,
Die Siegs gewiß in stolzem Sinn
Weit vorgerücket waren,
Mit Muth zurück; da lachten wir,
Doch ward mein braver Mann mit mir,
Bei Regensburg gefangen.

Napoleon sprach jetzt allein,
Des Krieges herzlich müde,
Zu Franz: Kann man nicht Freunde seyn?
Es giebt ein Weg zum Friede.

Gieb deine Tochter mir zum Weib,
Daß Eintracht unter uns verbleib'
Und Friede unsern Ländern.“¹

Gewiss, man kann solche linkischen Verse belächeln und zur Seite legen, und es ist sicher auch eine verlegerisch eher kluge und nachvollziehbare Entscheidung, dass der Limmat-Verlag bei der Neuauflage des Buches diese Reimereien gestrichen hat. Doch artikuliert sich hier – in naiv direkter und damit überdeutlicher Form – eine Haltung, die das gesamte Buch durchzieht, die bisweilen anrührt oder verwundert, die aber im Grunde einer Tendenz entspricht, die Biografien generell eigen ist und diese ja auch interessant macht: Ich meine das Hin und Her zwischen den großen historischen Ereignissen und den kleinen privaten Begebenheiten, das Durchdringen der Weltgeschichte aus einer ganz besonderen, individuellen Perspektive.

Wurde das Genre der Biografie bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts sowohl von der Literaturwissenschaft wie auch von der Geschichtswissenschaft etwas stiefmütterlich behandelt, weil es eben als hybride Gattung zwischen Fakten und Fiktion, zwischen offizieller Historie und privatem Leben changiert, so hat sich dieser Blick in den letzten Jahrzehnten gewandelt. Und das nicht nur auf Seiten der Literaturwissenschaft, wo es inzwischen eine ganze Reihe gattungstheoretischer und literaturhistorischer Untersuchungen zum Thema Autobiografie² gibt, sondern auch auf Seiten der Geschichtswissenschaft, in der das „Narrative“ und das „Private“ mit den mentalitätsgeschichtlichen Arbeiten der „École des annales“ um Marc Bloch, später dann bei Georges Duby, Jacques Legoff und Philippe Ariès³ eine entscheidende Aufwertung erfahren haben. Im Fall der wissenschaftlichen Aufarbeitung von Familiengeschichte – und um diesen Aspekt der Schweizer Historie geht es ja auch bei den in diesem Band vereinten Beiträgen – spielen natürlich Lebenserinnerungen von Frauen eine ganz prominente Rolle. Diese sind, so könnte

.....
1 Regula Engel: *Frau Oberst Engel. Von Cairo bis Neuyork, von Elba bis Waterloo – Memoiren einer Amazone aus Napoleonischer Zeit*. Artemis, Zürich 1977, S. 263.

2 Vgl. Lejeune, Philippe: *Le pacte autobiographique*, Paris, Seuil 1975, éd. augmentée 1996. Wagner-Egelhaaf, Martina: *Autobiographie*, Metzler, Stuttgart 2005. Gunn, Janet Varner: *Autobiography. Toward a Poetic of Experience*. Philadelphia, University of Pennsylvania Press 1982.

3 Vgl. Burke, Peter: *The French Historical Revolution. The Annales School 1929–89*. Polity Press, Stanford University Press, 1991.

man pointiert sagen, spätestens ab dem 19. Jahrhundert die Statthalterinnen der Familienkultur und damit der privaten Historie.

Das Buch der Regula Engel ist also ganz gewiss – wenn nicht von direktem literarischen Wert – so doch zumindest von klarem kulturwissenschaftlichen Interesse. Und das Private kann bei Engel mit dem Weltgeschichtlichen durchaus mithalten, spektakulär ist beides: auf der einen Seite die Feldzüge und Eroberungskriege Napoleons, auf der anderen die Geschichte einer jungen Schweizerin, die im Alter von 12 Jahren zu Fuß, halbverhungert und ohne Schuhwerk die Schweiz durchquert, in Graubünden ihre Mutter wiederfindet, dort einen Schweizer Offizier in französischen Diensten⁴ heiratet, den sie sodann über 30 Jahre lang durch ganz Europa begleitet, wobei sie insgesamt 21 Kinder zur Welt bringt, das letzte in dem auch damals wohl nicht ganz gewöhnlichen Alter von 50 Jahren und das zu einer Zeit, in der die Geburtenrate – auch in den niederen Schichten des Schweizer Bürgertums – bereits deutlich zurückgegangen war.⁵ Sie begleitet die Napoleonische Armee und ihren Mann von Flandern über Spanien und Ägypten, bis zu dessen Tod in der Schlacht von Waterloo, bei der Regula Engel in Offizierskleidung neben ihrem Mann kämpft, selbst schwer verwundet wird und ihren – ebenfalls kämpfenden – jüngsten, damals 10jährigen Sohn verliert.

Die Selbstdefinition der Erzählerin ist ambivalent. Zwar verwahrt sie sich davor, den Anspruch einer Chronistin zu erfüllen, etwa mit folgender Zwischenbemerkung: „Doch ich schreibe nicht Kriegsgeschichte und darf von diesen Vorfällen nur so viel anführen, als mich etwa[s] besonders berührt [...]“;⁶ dennoch lässt sie sich – und das macht den besonderen Reiz des Buches aus – immer wieder hinreißen, historisches Geschehen aus einem recht eigenwilligen Blickwinkel zusammenzufassen und zu beurteilen, etwa wenn sie Napoleons sogenannte Herrschaft der 100 Tage zwischen der Rückkehr aus Elba und seiner endgültigen Verbannung kommentiert:

.....
 4 Schweizer Söldner waren in Europa, speziell in Frankreich, traditionell verbreitet. Napoleons Armee, die 1812 nach Russland geschickt wurde, zählte 8000 Schweizer. Vgl. Reinhard, Volker: *Geschichte der Schweiz*, Verlag C. H. Beck, München 32008, S. 91. Vgl. auch: P. de Vallière: „Honneur et fidélité“. *Histoire des Suisses au service étranger*. 1940. Über Regula Engel: vgl. ebd., S. 713.

5 Ende des 18. Jahrhunderts lag sie beim Zürcher Bürgertum bei 5 bis 6 Kindern pro Frau. Vgl. Bodmer-Gessner, Verena *Die Zürcherinnen. Kleine Kulturgeschichte der Zürcher Frauen*. Berichthaus, Zürich 31966, S. 94.

6 Engel, Regula: *Frau Oberst Engel. Memoiren einer Amazone aus Napoleonischer Zeit*. Limmat, Zürich 2009, S. 38.

So nahm Napoleon, ohne einen Schuss zu thun, von einer wichtigen Festung Besitz und nun strömten schaarenweise die Franzosen herbei und vermehrten von Tag zu Tag den kleinen Haufen, der mit ihm von Elba herübergekommen war. Dass dieser Zulauf allein aus Liebe für des Kaisers Person erfolgte muss niemand glauben. Französischer Ehrgeiz hatte sehr viel Antheil daran; diese Nation konnte es nicht verschmerzen, dass fremde Truppen auf französischen Boden gekommen und sogar ihre Hauptstadt eingenommen hatten. Der gekränkte Nationalstolz kochte blutige Rache und Napoleon verstand es, diese Stimmung trefflich zu benutzen.⁷

An einer anderen Stelle kann die Erzählerin es, wie sie in einem fast mütterlichen Ton vorbringt, „nicht unterlassen, den guten Napoleon, dem man so vieles zur Last legte was er nicht verschuldete, ein bisschen zu vertheidigen“.⁸ Doch vermutlich sah Regula Engel sich weniger als politische Kommentatorin oder Kriegsberichterstatteerin als vielmehr vor allem als Autorin erbaulicher Reiseliteratur, ein im späten 18. Jahrhundert ebenso führendes Genre wie das des empfindsamen Frauenromans.

In der – sehr spärlichen – Sekundärliteratur⁹ zu Regula Engel wird ihre Napoleonverehrung meist als weibliche Privat-Schwärmerei abgetan. Napoleon habe ihr Herz durch freundlich charmante Sprüche erobert und durch das Wohlwollen ihren in Ägypten geborenen Zwillingen gegenüber. Es ist jedoch anzunehmen, dass Regula Engel als weltläufige Offiziersgattin durchaus über eine gewisse politische Bildung verfügte, die sie in späteren Jahren, also noch vor der Niederschrift ihrer Lebenserinnerungen, vertiefte. So verkehrte sie im Alter nicht nur mit Pestalozzi, der sie nach Yverdon kommen ließ, weil er von der weitgereisten Erzählerin beeindruckt war. Bei ihrem New York Aufenthalt im Herbst 1816 logierte sie bei dem Bankier Issak Iselin, einem Nachkommen des Basler Historikers und Staatsphilosophen gleichen Namens, einem der

.....
⁷ Regula Engel 2009, S. 85. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig und dem Zusammenbruch des Napoleonischen Systems waren im März 1814 die Verbündeten in Paris eingezogen. Napoleon wurde nach Elba ins Exil geschickt, von wo aus er im März 1815 bis zur Schlacht bei Waterloo im Juni an die Macht zurückkehrte.

⁸ Regula Engel 2009, S. 39

⁹ Es gibt nur wenige, meist rein biografische Skizzen. In den einschlägigen Literaturgeschichten und Autorenlexika wird sie nicht erwähnt.

führenden Vertreter der Schweizer Aufklärung und Mitbegründer des republikanischen Helvetismus.

Die Lektüre dieser Autobiografie erweist sich als spannend, teilweise recht überraschend, und zwar aus zwei Gründen. Zum einen handelt es sich – auf der Ebene des Inhalts, der Handlung, also bei den erzählten nichtfiktionalen Ereignissen – um oft ungewöhnliche, ja spektakuläre Geschehnisse, die einem Leser von Biografien des 18. Jahrhunderts oder Kenner der Napoleonischen Ära nicht unbedingt vertraut sind. (Mir z.B. war nicht bekannt, dass einige Offiziere des Napoleonischen Heeres von ihren Ehefrauen begleitet wurden, und dass diese obendrein aktiv an diversen Kampfhandlungen teilnahmen.). Zum anderen handelt es sich bei der Berichterstatterin um eine Frau mit einem – zumindest aus heutiger Sicht – bisweilen befremdenden Blick. Dies betrifft vor allem die Lakonik, mit der dramatische Begebenheiten, Eindrücke von Kriegsschauplätzen oder das Sterben der eigenen Kinder geschildert werden. Vergleicht man diesen Erzählton mit dem Literaturwissenschaftlern eher vertrauten Erzählmodus von Erzählerinnen des autobiografischen Bildungsromans der Empfindsamkeit – man denke z. B. an Sophie von La Roches Briefroman *Geschichte des Fräulein von Sternheim* (1771) bzw. an dessen satirische Anverwandlung „Bekenntnisse einer schönen Seele“ aus Goethes *Wilhelm Meister* (1796) – springt die Differenz und Besonderheit des Engelschen Tons ins Auge: Obwohl Regula Engel, wie viele Zürcher des 18. Jahrhunderts, einen pietistischen Hintergrund besitzt,¹⁰ treffen die typischen Gattungsmerkmale der autobiografischen „Lebensbeschreibung“ sentimentalistisch-pietistischer Provenienz auf ihr Buch nicht zu. Bei Engel gibt es keine theatralischen Inszenierungen der eigenen Seelenqualen, keine tief schürfenden Meditationen und bohrenden Selbstvergewisserungen, mit denen das empfindsame, bürgerliche Individuum sein bereits teilsäkularisiertes Seelenheil befragt. Psychologisch wird der Erzählball erstaunlich flach gehalten,

10 Regula Engels Mutter war strenggläubige Herrenhuterin, für die der Glaube eine zentrale Angelegenheit war, wie folgende eindruckliche Episode aus Engels Autobiografie bezeugt: Als Kaiserin Maria Theresia Regula Engels aus der Preussischen Armee desertierten Vaterin die eigene Leibgarde aufnehmen möchte, allerdings unter der Bedingung, dass Offizier Egli samt Familie zum katholischen Glauben konvertiert, wirft sich seine Ehefrau, also Regula Engels Mutter, der Herrscherin zu Füßen und erfleht die Ausreise ins protestantische Zürich. – Die preussische Hauptstadt Berlin war unter Friedrich II ein Zentrum der Schweizer Emigration, sowohl im militärischen wie auch im wissenschaftlichen Bereich. Vgl. hierzu: Fontius, Martin u. Holzey, Helmut (Hg.): *Schweizer im Berlin des 18. Jahrhunderts*. Akademie Verlag, Berlin 1996, besonders die Abteilung „Politische und kulturelle Beziehungen“ und den Beitrag von Ulrich Im Hof: „Friedrich II und die Schweiz“, ebd. S. 13–32.

bedenkt man, was ein Rousseau, Karl Philipp Moritz, Jung-Stilling, ja selbst Ulrich Bräker an psychologischem Aufwand betreiben, in welche Tiefen und seelischen Ambivalenzen deren Bekenntnisse, Tagebücher und Memoiren vordringen, welchen Aufwand diese vorromantisch-sentimentalistischen Autobiografen betreiben, um eigene und fremde Lebensmotive zu durchschauen, so ist man von der Lakonik, ungebrochenen Selbstgewissheit und Urteilsfreudigkeit der Engelschen Ausführungen bisweilen eher bestürzt. So kommentiert sie – um ein besonders krasses Beispiel zu wählen – das Schicksal der anderen Frauen auf Napoleons Ägyptenfeldzug mit folgenden erstaunlichen, ja geradezu zynischen Bemerkungen:

Hier muss ich doch auch unserer zwölf französischen Reisegefährtinnen erwähnen [...]. Die Hälfte von ihnen fand in Egypten ihr Grab. Sie wurden Opfer ihrer Ausschweifungen, und besonders hatte eine Pariserin, die eine wahre Menschenfreundin, im weiteren Sinne war und weder Copten, weder Türken noch Mameluken und Franzosen verachtete, ein sehr tragisches Ende. Als ihre Galanterien bekannt wurden, ward sie niedergesäbelt, ihr Körper in lange Riemen zerschnitten und in's Wasser geworfen. Eine gute Manier die Frauen zu warnen ihre Männer nicht eifersüchtig zu machen!¹¹

Eine wahrlich nicht gerade zimperliche Darstellung mörderisch sexistischer Handlungen. Auch in anderen, weniger dramatischen Passagen beweist die Erzählerin ihre Abgebrühtheit sowie ihren Sinn für's Pragmatische und Praktische. Da wird sprachlich nicht lange gefackelt, schockierende Begebenheiten werden unumwunden dargestellt, Dinge beim Namen genannt. Und wenn Rémy Charbon in Rusterholzens neuer *Schweizer Literaturgeschichte* mit einiger Berechtigung schreibt: „Die Empfindsamkeit fand in der Schweiz so wenig nennenswerte Resonanz wie die Romantik in all ihren Ausprägungen“,¹² ließe sich die bemerkenswert bodenständige und robuste Erzählhaltung von Regula Engel womöglich dem – der Schweizer Literatur wohl nicht ganz zu Unrecht nachgesagten – Primat des Realitätssinns zuordnen. Hier hat die

.....
11 Regula Engel 2009, S. 44.

12 Rusterholz, Peter / Solbach, Andreas (Hg.): *Schweizer Literaturgeschichte*. Metzler, Stuttgart/Weimar 2007, S. 49.

Literatur in erster Linie informative, unterhaltende, allenfalls noch didaktische Ziele. Es herrscht eine – im Zeitalter der Aufklärung – sehr verbreitete utilitaristische Auffassung von Dichtung.

Und das im Fall der Regula Engel sogar in einem durchaus merkantilen Sinne. Denn, wie sie selbst ohne auch nur einen Anflug von Euphemismus zugibt und mehrmals betont, dient die Niederschrift ihrer Lebenserinnerungen weder der Selbstvergewisserung noch einer irgend gearteten literarischen Ambition, sondern vor allem der materiellen Existenzsicherung, was in einem ab ca. 1820 allmählich wieder expandierenden Buchmarkt aber leider nicht ganz so leicht war.¹³ Allein diese Direktheit deutet darauf hin, dass wir hier sehr weit entfernt sind von einem emphatisch-romantischen Literaturbegriff der Autonomie und Zwecklosigkeit.

Regula Engel verlor, wie gesagt, in der Schlacht von Waterloo ihren Mann, zuletzt Oberst im napoleonischen Heer. Sie selbst verbrachte schwer verwundet viele Monate in äußerst prekären Lebensumständen. Die unsicheren politischen Verhältnisse in Frankreich führten dazu, dass die ihr zustehende Witwenrente auf ein Minimum gekürzt wurde. Ihre einzige Überlebenschance war, nachdem ihr, aus zum Teil recht tragischen Umständen, auch ein Zusammenleben mit den noch überlebenden Kindern in Italien und den USA verwehrt war, die Rückkehr in die Schweiz.¹⁴ Nach ihrer – nicht unproblematischen – Heimkehr hielt sie sich zum einen mit Vorträgen über ihr spektakuläres Leben als kriegerische „Amazone“ über Wasser (ihr spektakulär durchlöcherter Waffenrock spielte bei diesen „Performances“ eine tragende Rolle...) , zum anderen, indem sie sich durch gute Vernetzung und ein ausgeprägtes Talent, andere Menschen auf ihr Schicksal aufmerksam zu machen, durch's Land schnorrte, sich bisweilen wochenlang in Patrizierhäusern und an diversen Höfen aufhielt, bis den Gastgebern die kurzweilige, doch auf die Dauer wohl auch etwas kostspielige alte Dame lästig wurde. Ihr mächtigster Gönner war übrigens Zar Alexander I. Die Publikation des Buches sollte ihr ein regelmäßiges, wenn auch bescheidenes Einkommen sichern.

.....
 13 Nach dem durch die napoleonischen Kriege bedingten Rückgang der Produktion verdreifachte sich in Deutschland die Zahl der Neuerscheinungen von 1821 bis 1843 von 4505 auf 14039 Titel pro Jahr. (Vgl. Schmid, Ulrich: „Buchmarkt und Literaturvermittlung“. In: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. Bd. 5, Hanser, München, Wien 1998, S. 60–93.

14 Auch Regula Engel ist also so ein Fall dieser in der Schweizer Literatur höchst verbreiteten Rückkehrerthematik.